

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Die neuen „Lebenshilfegruppen im Glauben“ und die Priester

Was verbirgt sich hinter diesem etwas kryptisch formulierten Thema?¹ Der Begriff „Lebenshilfegruppen im Glauben“ stammt von Bischof Joachim Wanke aus Erfurt. Er dürfte in Analogie zu vielen anderen Lebens- oder Selbsthilfegruppen geprägt worden sein, die es heute für die verschiedensten Notlagen und Bedürfnisse gibt; also Gesprächskreise von Betroffenen, welche professionelle Therapien ergänzen, um sie auch im Alltag der Einzelnen nachhaltig wirksam werden zu lassen. Wenn Bischof Wanke nun auch von Lebenshilfegruppen im *Glauben* spricht, sagt er damit implizit aus, dass sich auch der Glaube hierzulande in einer vergleichbaren Notlage befindet und darum über die gewohnten kirchlich-„professionellen“ Methoden seiner Stärkung hinaus solcher Gruppen bedarf: Gruppen, die die Gläubigen auch aus eigener Initiative ins Leben rufen und in gewissem Maß selbstständig tragen und gestalten können.

1. Leben und Glauben ausdrücklicher in Beziehung setzen

In ihrem eindrucksvollen Brief „Zeit zur Aussaat“ nennen die deutschen Bischöfe solche Gruppen „Biotope des Glaubens“ (Orte also, an denen der Glaube besonders gut gedeihen kann).² In meinen Arbeiten bezeichne ich sie meist als neue „komunikative Glaubensmilieus“ – im Unterschied zu den alten, mehr auf Tradition als auf Kommunikation beruhenden kirchlichen Milieus.³

Was auch immer der am besten geeignete Begriff für dieses Phänomen sein mag: Es handelt sich in jedem Fall um Gruppen oder Gemeinschaften, in denen *lebens-relevante Erfahrungen* mit dem Glauben gemacht werden können, indem *Leben* und *Glauben* explizit miteinander in Beziehung gesetzt werden: z. B. durch das Mitteilen von eigenen Lebens- und Glaubensgeschichten, durch das wechselseitige Deuten besonderer Ereignisse unseres Lebens und unseres Alltags im Licht des Glaubens, durch gemeinsames Singen, Beten, Bibellesen und Gottesdienstfeiern, durch geistliche Initiativen wie „Exerzitien im Alltag“ oder Glaubenskurse, die bei den persönlichen Erfahrungen und Fragen der Einzelnen ansetzen, oder durch das gemeinsame Begehen von Festen und das gastfreundliche Teilen von Speis und

¹ Überarbeitetes Referat beim Studientag des Priesterrates der Diözese Hildesheim am 1. Juli 2004.

² Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Die deutschen Bischöfe Nr. 68, „Zeit zur Aussaat“. *Missionarisch Kirche sein*. Bonn 2000, 25.

³ Vgl. M. Kehl, *Wohin geht die Kirche?* Freiburg 1997, 150–158.

Trank miteinander, durch die vom Glauben motivierte und inspirierte Sorge um ein gemeinsames soziales oder politisches Projekt, durch gemeinsames Pilgern zu großen oder kleinen heiligen Orten des Glaubens usw. In diesem Feld tut sich heute eine bunte Vielfalt von neuen Lebens- und Lernräumen des Glaubens auf, die vor allem von der wechselseitigen persönlichen Kommunikation im Glauben geprägt sind.

Von solchen „Glaubenzellen“ soll hier die Rede sein; und zwar (dem Anlass entsprechend) besonders im Blick auf die *Priester*: Welche Bedeutung können solche Gruppen für Priester haben? Und umgekehrt: Welche Bedeutung können Priester für sie haben? Ich wähle also eine ganz *bestimmte Perspektive* aus dem weiten Themenkreis aus, der von gemeinsamen priesterlichen Lebensformen handelt. Es geht mir vor allem darum, die Frage „Priester und Gemeinschaft“ nicht primär unter dem Aspekt der *priesterlichen Spiritualität* oder *Lebensform* anzugehen, sondern unter dem der *pastoralen Glaubenssituation* hier und heute in unserem Kulturrbaum. Denn gerade in dieser Hinsicht gewinnen solche „Lebenshilfegruppen im Glauben“ eine zunehmende Bedeutung. Weil wir diese Gruppen durchaus zu den von Gott uns heute geschenkten „Zeichen der Zeit“ rechnen dürfen, ist es sinnvoll, dafür gerade auch die geweihten Amtsträger (und durchaus vergleichbar auch ihre hauptamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen) zu sensibilisieren und sie auf die Chancen aufmerksam zu machen, die darin heute und in Zukunft für die Situation der Kirche und ihres Amtes liegen können.

2. Der Ort solcher „Glaubenzellen“ in der heutigen Kirche

Was die theologische Ortsbestimmung dieser neuen Gruppierungen innerhalb unserer Kirche angeht, lassen sich hauptsächlich zwei Gesichtspunkte nennen:

a) Orte wechselseitiger „Glaubensvergewisserung“

Auf diesen Aspekt macht besonders die französische Religionssoziologin D. Hervieu-Léger aufmerksam.⁴ Nach ihr etabliert sich in der Kirche eine neue Weise der „validation“ im Glauben, d. h. wie die Glaubenden eine Bestätigung oder Bestärkung für die Wahrheit und Geltung ihres Glaubens erfahren können. Vielleicht trifft das Wort „Vergewisserung“ noch am ehesten, was im Französischen mit „validation“ gemeint ist. Worin das besondere Kennzeichen dieser neuen Vergewisserung besteht, wird deutlich durch den Unterschied zu den beiden traditionellen Formen kirchlich-gemeindlicher Glaubensvergewisserung:

Zum einen kennen wir die *institutionelle Vergewisserung*; sie geschieht vor allem durch regelmäßige Teilnahme an den sakramental-rituellen Vollzügen der Kir-

⁴ Vgl. D. Hervieu-Léger, *Le pélérin et le converti. La religion en mouvement*. Paris 1999. Dazu auch: K. Armbruster / P. Hundertmark, *Mut zu neuen Gemeindeprofilen*, in: *Diakonia* 33 (2002), 133–139.

che, durch die lebenspraktische Zustimmung zu ihren Gebräuchen und Normen und durch den Kontakt zu ihren hauptamtlichen Repräsentanten.

Ebenso eingespielt sind Formen einer *kommunitären Vergewisserung* (validation communautaire), die sich durch eine längere Zugehörigkeit zu einer oder mehreren gemeindlichen bzw. verbandlichen Gruppierungen ergeben (z. B. Kirchenchor, Jugendgruppe, Familienkreis, Seniorenclub u. ä.). Die mit einer solchen Zugehörigkeit einhergehende Übernahme bestimmter religiöser Überzeugungen und Lebensstile bildet – meist ohne allzu großen individuellen oder gemeinsamen Aufwand an Reflexion – das Fundament der Vergewisserung im Glauben.

Dem gegenüber formiert sich in den so genannten „Lebenshilfegruppen im Glauben“ mehr und mehr eine davon sehr verschiedene, für katholische Gläubige „alten Stils“ weithin ungewohnte Weise solcher Vergewisserung: Sie geschieht durch die persönlich-individuell geprägte wechselseitige Bestärkung der einzelnen Glaubenden untereinander (*validation mutuelle*); das erfordert natürlich einen viel größeren Einsatz an persönlicher Glaubensreflexion und zugleich an Bereitschaft, sich in diesem Bereich anderen zu öffnen und mitzuteilen.

Auf diese Weise kommt das gesamtkulturelle Phänomen der Individualisierung von Überzeugungen und Lebensstilen auch zu einer innerkirchlichen Sozialform. Darin dürfte wohl auch die hohe Attraktivität solcher Gruppen für jene Menschen liegen, die nicht den traditionellen, gleichsam „naturwüchsigen“ Sozialisationsprozess in Gemeinden oder Verbänden durchlaufen haben. Für sie bieten die neuen Gemeinschaftsformen eher einen Weg einer existentiellen Initiation in den Glauben, der der jeweiligen Glaubensbiographie entspricht und zugleich eine bewusste Option für den Glauben der Kirche herausfordert.

b) Gegengewicht zur dominierenden Sozialform von Kirche

Dieser zweite Aspekt einer theologischen Ortsbestimmung der neuen Gruppierungen bezieht noch ausdrücklicher den umgreifenden kulturellen und gesellschaftlichen Kontext mit ein, in dem sich heute kirchliches Leben vollzieht und auf den es vornehmlich reagiert: Es ist der Kontext einer sich in die verschiedensten, voneinander weitgehend isolierten Lebensbereiche ausdifferenzierenden Gesellschaft. Für den Sektor „Religion“ stehen dafür die großen Kirchen, die kulturell fast nur noch als „religiöse Dienstleistungsgesellschaften“ wahrgenommen und in Anspruch genommen werden.⁵

Die *Stärke* dieses Modells von Kirche liegt in ihrer weit gestreuten „Pastoral mit Breitenwirkung“, durch die gewisse Elemente des christlichen Welt- und Menschenbildes und damit auch des christlichen Ethos zumindest rudimentär in unserer Kultur präsent bleiben und so ihre humanisierende Kraft gerade für die Opfer bestimmter kultureller und globaler Entwicklungen öffentlich bezeugt werden kann. Die *Schwäche* dieses modernen Kirchenverständnisses jedoch zeigt sich besonders im Problem einer nachhaltigen Regenerierung des „Subjekts“ Kirche, das

⁵ Vgl. M. Kehl, *Welche „pastorale Strategie“ braucht die deutsche Kirche heute?* in: *Pastoralblatt* 2 (2004), 35–41.

die gewünschte „kulturelle Diakonie“ auch in Zukunft noch so tragen können soll, dass sie als Ausdruck einer authentischen christlichen Grundüberzeugung identifiziert werden kann. Der sog.-artige Anpassungsdruck kirchlicher Pastoral an die herrschenden kulturellen (auch religiösen) Plausibilitäten und die ständig abnehmende Zahl an Glaubenden, die die grundlegenden Lebensvollzüge der Kirche aus Überzeugung und mit Freude mittragen, konfrontieren die Kirche und die Gemeinden unübersehbar mit der Frage, wie sie auf längere Sicht als „Volk Gottes“, als gemeinsames Subjekt des Glaubens und der Glaubensvermittlung in unserer Kultur existieren sollen; und zwar so, dass Kirche als *Volk Gottes* auch eindeutig *erkennbar* ist und dadurch auf suchende Menschen überzeugend wirken kann.

Bei der möglichen Lösung dieses Problems spielen nun die genannten „Lebenshilfegruppen im Glauben“ bereits jetzt und in Zukunft wohl noch stärker eine nicht zu unterschätzende Rolle. Denn nach meinem Eindruck bilden sie mehr und mehr auch eine öffentlich erkennbare Sozialform von Kirche, die zur dominierenden Sozialform der religiösen Dienstleistungsgesellschaft keine prinzipielle Alternative, wohl aber ein gewisses Gegengewicht entwickeln kann und muss, um so deren Ambivalenzen etwas abzumildern. Dies gilt es kirchlicherseits aufmerksam wahrzunehmen und aktiv zu fördern; denn hier wächst etwas heran, was ich als *kirchliche Eigenkultur* bezeichnen möchte, die sich nicht als Gegenkultur zur Moderne verstehen darf, sondern aus der Mitte des christlichen Glaubens heraus in eine konstruktiv-kritische Kommunikation mit der Moderne und auch dem modernen Kirchenverständnis treten kann. Diese lebendige Form von „Gemeinschaft im Glauben“ vermag der Kirche (wenn schon nicht flächendeckend, so doch an vielen konkreten Orten) wirksam zu ihrer kulturell wahrnehmbaren Identität als Kirche Jesu Christi, als Volk Gottes und als Sakrament der Liebe Gottes zu verhelfen. Damit leistet sie einen wichtigen Beitrag auch zur Regenerierung des Glaubenssubjekts Kirche.

3. Die Bedeutung solcher Gruppen für die Priester – und umgekehrt

Zunächst ein paar Bemerkungen zu meinem persönlichen Erfahrungshintergrund für dieses Thema. Denn es könnte sich ja die berechtigte Frage erheben: Was legitimiert einen Jesuiten, also ein Mitglied einer alten Ordengemeinschaft, die K. Rahner seinerzeit liebevoll-spöttisch als Gesellschaft „kasernerter Spätindividualisten“ charakterisiert hat, dazu, sich in diesem ganzen Fragekomplex einigermaßen glaubwürdig zu äußern? Nun, vielleicht liegen wir Jesuiten mit unserem seit langem kultivierten Balanceakt zwischen individueller Entfaltungsfreiheit und gemeinschaftlicher Einbindung gar nicht so daneben, wenn es um Deutung und Begleitung heutiger kirchlicher Phänomene geht ...

a) Erfahrungshintergrund

Da gibt es einmal die Gruppe von sechs Mitbrüdern in Sankt Georgen, die Ende der 80er Jahre aus „Exerzitien im Alltag“ im Rahmen unserer Kommunität hervor-

gegangen ist. Wir treffen uns monatlich für einen Abend zum persönlichen Austausch (keineswegs nur über unsere Arbeit!), zum freien Gespräch und zur abschließenden Komplet.

Zum anderen begleite ich seit langem einen Familienkreis innerhalb unseres Bistums, der aus einem studentischen Bibelkreis erwachsen ist. Etwa alle 6 Wochen treffen wir uns (abwechselnd bei den jeweiligen Familien oder in Sankt Georgen) an einem Sonntagnachmittag zu einer schlichten Eucharistiefeier, die mit den Kindern gestaltet wird. Nach dem anschließenden Kaffeetrinken nehmen wir uns noch genügend Zeit für einen Austausch unter den Erwachsenen, wo der eine oder die andere einen Punkt vortragen kann, über den wir miteinander ins Gespräch kommen. Höhepunkte sind immer die jährlichen gemeinsamen Wochenenden, bei denen dem persönlichen Austausch, den Gottesdiensten und dem gemeinsamen Spielen viel Zeit eingeräumt wird.

Das „Herzstück“ meiner regelmäßigen Aushilfe in einer Spessartgemeinde bildet des Weiteren seit vielen Jahren ein Bibelkreis von ca. 25–30 Personen aus sehr verschiedenen Alters- und Bildungsstufen. Wir treffen uns zwischen September und April einige Male am Samstagabend für anderthalb Stunden, und es gelingt meistens, von dem Bibeltext ausgehend zu einem sehr lebendigen Gespräch über Glaubens- und Lebensfragen zu kommen.

Ein besonderes Erlebnis bescheren mir darüber hinaus jedes Jahr die großen Pfingsttreffen einer Schweizer „Arche-Gemeinschaft“ (im Geiste Jean Vaniers), wo ca. 150 Menschen mit einer geistigen und/oder körperlichen Behinderung zusammen mit ihren Freunden, Verwandten oder Begleitern gemeinsam Pfingsten feiern. Die langen Gottesdienste und die Gespräche in kleinen Gruppen sind besonders eindrucksvoll; denn da erweisen sich mir gerade behinderte Menschen immer wieder als gute Lebens- und Glaubensmeister.

Schließlich möchte ich noch die geistliche Begleitung meist jüngerer Priester aus verschiedenen Diözesen oder Orden erwähnen; von ihnen wird das Thema „Priester und Gemeinschaften im Glauben“ unterschiedlich gewichtet und realisiert:

Für den einen wird sein „Gemeinschaftsbedürfnis“ weithin abgedeckt durch die Beziehungen, die sich in der Gemeindepastoral oder in der Jugendseelsorge ergeben, zumal in einem guten Team von hauptamtlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen. Ein anderer trifft sich regelmäßig mit seinem Weihekurs oder mit anderen befreundeten Priestern; bei solchen Treffen spielt der geistliche Austausch eine wichtige Rolle. Dann gibt es Priester, die sich einem geistlichen Zentrum in der Nähe ihrer Gemeinden assoziiert haben. Wieder andere teilen (auch wenn sie alleine wohnen) doch das recht intensive Leben einer Priestergemeinschaft (z. B. der Johannesgemeinschaft oder der Priesterbruderschaft „Jesus Caritas“), bei denen jährliche gemeinsame Exerzitien und ein monatliches Treffen mit geistlichem Austausch von zentraler Bedeutung sind. Ferner gibt es den einen oder anderen, der eine GCL-Gruppe oder einen Familienkreis, einen Bibelkreis oder sonstige Glaubensgesprächskreise initiiert hat und weiterhin begleitet. Schließlich bin ich mit einem Mitbruder befreundet, der jetzt als Pfarrer in Basel mit drei anderen

Pfarrern eine Wohngemeinschaft in einem Pfarrhaus aufbaut. Hier soll ein geistliches Zentrum aus der Kombination von ignatianischer und Sant-Egidio-Spiritualität entstehen.

Allein schon bei diesem Überblick zeigt sich eine große Vielfalt von möglichen Formen, wie die gemeinschaftliche Dimension des Priesterseins – sei es nur unter Priestern oder auch zusammen mit anderen Gläubigen – gut und sinnvoll gelebt werden kann. Diese Vielfalt entspricht weithin unserer kulturellen Realität, in der das Bedürfnis nach individueller Lebensgestaltung, nach Unabhängigkeit und Freiheit immer neue Koalitionen eingeht (und eingehen muss!) mit dem nicht minder realen Bedürfnis nach Gemeinschaft, nach Nähe und Kommunikation. Diese an sich zur *conditio humana* gehörende Konvergenz zweier eher gegenläufiger Bedürfnisse (Kant: der Mensch, das „ungesellige Gesellschaftswesen“) bringt heute in unserer Kultur generell eine unüberschaubare Fülle von Lebensformen und Lebensstilen hervor. Warum sollte es in der Kirche so viel anders sein? Auch Priester sind Kinder ihrer Zeit; sie wollen und können nicht in einige wenige Schemata gemeinsamen Lebens eingeordnet werden (was selbst in den Orden schon längst nicht mehr gelingt. Für fast jeden Novizen muss eine eigene „Ordenskarriere“ zurechtgebastelt werden...). Die Hauptaufgabe der kirchlichen Institutionen und ihrer Verantwortlichen besteht diesbezüglich wohl einfach darin, mutig und ermutigend Freiräume zu eröffnen, dass verschiedenste, dem Sinn der Kirche und des Priesterberufs angemessene Formen einer gelingenden Konvergenz der beiden genannten Grundbedürfnisse auch unter den Priestern wachsen können (z. B. bei Versetzungen). Viel mehr ist „von oben“ kaum zu bewerkstelligen, schon gar nicht zu organisieren.

b) Drei Vorschläge

1) Sich in eine solche „Lebenshilfegruppe“ eingliedern

Die Erfahrung einer wachsenden Zahl von Priestern bestätigt es: Solche Gruppen tun offensichtlich auch uns Priestern gut. Denn wir bedürfen heute keineswegs weniger, eher noch mehr als andere Glaubende dieser Form der persönlichen und zugleich gemeinsamen Vergewisserung im Glauben. Die unsere Arbeit so oft begleitende Erfahrung einer großen Gleichgültigkeit gegenüber dem Kern unserer Verkündigung kann bei uns auf Dauer Lähmung, Müdigkeit, Selbstzweifel, Resignation u. ä. auslösen. Für mich bieten solche Gruppen jedes Mal ein erfrischendes Kontrastprogramm, das mich den Sinn meiner Arbeit sehr anschaulich erleben lässt. Darüber hinaus bewirkt die Zugehörigkeit zu einer solchen Gruppe auch, dass die Sprache unserer Verkündigung persönlicher wird; wir sprechen dann nicht mehr einfach nur von *dem* Glauben, sondern auch von *meinem* Glauben. Darin liegt ja schließlich der Sinn des christlichen Zeugen-Seins! Der Zeuge des Evangeliums gibt nicht nur eine objektive „Botschaft“ weiter, sondern tritt mit Leib uns Seele für das ein, was er persönlich „gesehen und gehört“, was er verstanden und sich auch mit dem Herzen angeeignet hat.

Doch es geht hier nicht allein um die Glaubensstärkung der Priester. Viel mehr noch ist es auch ein Gebot unserer Verantwortung für das Volk Gottes in unserer gegenwärtigen Glaubenssituation, und eben nicht bloß eine Frage unseres „Gemeinschaftsbedürfnisses“, dem wir frei nach unserem eigenen Gusto nachkommen könnten oder nicht. Wenn sich nämlich die Interessiertesten unter den Gläubigen auf die Suche machen nach einer existentielleren Verwurzelung ihres Glaubens, nach persönlich tragenden Glaubens- und Kirchenerfahrungen, nach echtem Wachstum im Glauben und nach besseren Möglichkeiten der Ausstrahlung des Glaubens auf andere, dann können wir als Hirten nicht einfach beiseite stehen. Ich sehe in der Zugehörigkeit von Priestern zu solchen Gruppen einen zeitgemäßen, für das Volk Gottes gut erfahrbaren Ausdruck unseres gemeinsamen Priestertums mit allen Glaubenden und unserer gemeinsamen Verantwortung für die Zukunft des Glaubens. Gerade deswegen sollten wir aber auch keineswegs die Aufgabe der Leitung einer solchen Gruppe übernehmen (wie normalerweise als Pfarrer gewohnt); höchstens am Anfang und nur auf Zeit. Uns steht es besser an, hier als discrete geistliche und theologische Begleiter den Weg solcher Gruppen mitzugehen; zumal wenn in bestimmten geistlichen Gemeinschaften oder Bewegungen eine Neigung zu vorkonziliaren theologischen, liturgischen und geistlichen Auffassungen besteht. Eine solche Begleitung setzt bei vielen Priestern einen Sprung über den eigenen Schatten, eine Umkehr zu einer „Spiritualität der Pilgerschaft“ (D. Hervieu-Léger) voraus, die die gewohnte Spiritualität der regelmäßigen, selbstverständlich gewordenen geistlichen Vollzüge bereichern und in Bewegung bringen kann.

2) Sich als „Kundschafter“ betätigen

Mit dem Wort „Kundschafter“ möchte ich das findige Suchen und Entdecken von inhaltlichen Gesichtspunkten bezeichnen, unter denen Gläubige in unseren Gemeinden oder Verbänden zu solchen kleinen „Glaubenszellen“ zusammenkommen können, und sei es auch nur für eine bestimmte Zeit. In der bereits erwähnten Spesartgemeinde gab es eine zeitlang einen sehr lebendigen Gesprächskreis zu dem Thema „Wie heute religiös Kinder erziehen?“ Oder mehrere Jahre trafen wir uns in einem Kreis, der eine menschliche, spirituelle und finanzielle Partnerschaft mit einer Arche-Gemeinschaft pflegte usw. Hier gilt es, gerade unsere Sakramentenpastoral mit ihren vielen Anknüpfungspunkten auch über das festliche Ereignis am Ende der Katechese hinaus phantasievoll für das Aufbauen solcher „Glaubenszellen“ zu nutzen. Ebenso lohnt es sich, wachsam zu schauen, was am betreffenden Ort, in den konkreten Lebenszusammenhängen der Menschen, in einer Stadt, einer Siedlung, einer Region Thema ist, um es auch innerkirchlich aufzugreifen und ausdrücklich vom Glauben her zu deuten. Dabei geht es nicht um eine bloße religiöse Verdoppelung von auch außerhalb der Kirche virulenten Themen, sondern um eine ausdrückliche Auseinandersetzung damit im expliziten Bezug zum Glauben. Dazu muss man nicht die Zahl von „Bildungsangeboten“ oder „Grüppchen“ in der Gemeinde vermehren; es kommt darauf an, Menschen so zusammenzuführen, dass sie sich wechselseitig ihres Glaubens, ihrer Hoffnung und ihrer Liebe vergewissern

können, also sie im biblischen Sinn zum Volk Gottes zu sammeln und nicht bloß ein kirchliches Vereinsleben mit religiösem Anstrich zu versehen.

3) *Sich vor einem „nach-vatikanischen Traditionalismus“ hüten*

Ich habe manchmal den Eindruck, dass bei solchen oder ähnlichen Versuchen einer Re-Spiritualisierung unserer Pastoral und unseres Gemeindelebens gerade unter Gläubigen, die in irgendeiner Weise haupt- oder nebenberuflich oder auch ehrenamtlich in der Kirche tätig sind, gewisse Reserven bestehen. Sei es, weil man an die herkömmliche Pastoral und das religiöse Mittelmaß als ihr normales Ergebnis gewöhnt ist (sie beschert uns ja immer noch genügend Erfolgserlebnisse); sei es, weil man durchaus auch eine gesunde Skepsis gegen die bei manchen solcher Gruppen nicht zu leugnende Gefahr eines elitären oder allzu subjektiv-emotionalen Christseins hegt. Ich glaube aber auch, gelegentlich so etwas wie einen „nach-vatikanischen Traditionalismus“ gerade bei den aktiven Christen unserer Gemeinden diagnostizieren zu können. Darunter versteh ich jene Form von Traditionalismus, die das, was sich in der Pastoral der Kirche (also in ihrer Katechese, in ihrer weit gestreuten Bildungsarbeit, im Feld der Diakonie und in den normalen gemeindlichen Sozialformen) nach dem 2. Vatikanischen Konzil entwickelt hat, für das Nonplusultra kirchlicher Pastoral und Verkündigung überhaupt hält, das nur immer weiter perfektioniert werden muß. Ein Traditionalismus also, der die nachkonziliare Ära der Kirche als unverrückbaren Maßstab ähnlich festschreiben will wie andere Traditionalismen z. B. die Zeit des Trierer Konzils oder des Vatikanum I oder des Milieukatholizismus der Nachkriegszeit. Dabei können aber sehr leicht die sich heute, also 40 Jahre nach dem 2. Vatikanischen Konzil bereits deutlich ankündigenden Übergänge zu veränderten kirchlichen Sozialformen und pastoralen Optionen übersehen werden; Übergänge, die uns nicht nur von der finanziellen, sondern viel stärker noch von der personellen und spirituellen Situation unserer Kirche her nahe gelegt werden.

Ein solcher Traditionalismus kleidet sich gern in das Gewand eines durchaus zustimmungsfähigen Leitmotivs: „Die Kirche ist für die Menschen da!“ Zweifellos – für ihr Heil, aber nicht für alle ihre (religiösen, sozialen, usw.) Bedürfnisse! Manchmal erlebe ich, dass das Plädoyer für eine bewusste Sorge um die oben beschriebene spirituelle und personelle Regenerierung der Kirche leichthin diffamiert wird als „Rekrutierungspastoral“, die wir eigentlich nicht bräuchten: Es würden sich schon von selbst genügend Menschen der Kirche wieder zuwenden, wenn wir nur kompetent, differenziert und flexibel genug auf ihre Bedürfnisse eingingen und wenn wir ihnen die Botschaft Jesu vom Reich Gottes nur glaubwürdig verkündeten. Dieser Erwartung stehe ich nach den Erfahrungen der letzten 20 Jahre skeptisch gegenüber. Das Interesse an Glaube und Kirche, das durch unsere „normale“ Pastoral geweckt wird, ist oft nur sehr punktuell und eben bedürfnisorientiert. Gerade um einer nachhaltigen und an der Sache des Glaubens selbst interessierten Zuwendung zur Kirche willen müssen wir hier zu einer behutsamen Revision unserer pastoralen Gewichtungen bereit sein. Und dazu können die „Lebenshilfegruppen im Glauben“ ein guter, zukunftsträchtiger Weg sein.

Medard Kehl, Frankfurt